



Gunilla Budde

Jutta Limbach.
Ein Leben für die Gerechtigkeit

C.H. Beck | München 2025
331 Seiten, Hardcover | 29,90 €
ISBN 978-3-406-82663-4

rezensiert von

Johanna Mittrop, Universität Leipzig

Jutta Limbach ist eine Frau, die das Zeug zum Vorbild hat. So vermarktet jedenfalls der C.H. Beck Verlag die von der Historikerin Gunilla Budde vorgelegte Biografie Limbachs im Klappentext. Die Biografie soll nicht nur informieren, sondern auch inspirieren. Budde liefert neun Jahre nach dem Tod Limbachs eine auf teilweise neu erschlossene Quellen gestützte, für ein breites Publikum gut lesbare und angesichts des zuweilen humorvollen Stils der Autorin auch unterhaltsame Darstellung des Lebens der herausragenden Juristin und Politikerin.¹

Schon an den Kapitelüberschriften sind die zahlreichen beruflichen Stationen Limbachs (1934–2016) abzulesen: Sie war Professorin für Bürgerliches Recht und Rechtssoziologie an der Freien Universität Berlin, Justizsenatorin von Berlin, Richterin und Präsidentin des Bundesverfassungsgerichts, Präsidentin des Goethe-Instituts und Vorsitzende der unter ihrem Namen firmierenden Limbach-Kommission zum Umgang mit NS-Raubkunst. Bemerkenswert ist, dass die Biografie nur handliche 293 Seiten (zuzüglich Anhang) umfasst und dennoch Limbachs Leben so anschaulich mit der deutschen (juristischen) Zeitgeschichte verknüpft.

1934 in Nazi-Deutschland geboren, wuchs Jutta Ryneck (so ihr Geburtsname) in Berlin auf. Budde schildert ein liebevolles Familienleben in einer politisch standfesten und couragierten Familie. Ryneck war »Teil einer sozialdemokratischen Frauendynastie« (S. 23): ihre Großmutter Elfriede Ryneck war SPD-Abgeordnete in der Weimarer Nationalversammlung und im Reichstag, ihre Urgroßmutter war die Frauenrechtlerin und Sozialdemokratin Pauline Staegemann (deren Biografie Limbach später selbst verfassen sollte²). Als elfjähriges Mädchen malte Ryneck Plakate für die Wiedergründung der SPD in Berlin-Pankow, die ihr Vater betrieb. Ihren eigenen Parteieintritt schob sie jedoch bis zu ihrem zweiten juristischen Staatsexamen auf, das sie 1962 an der Freien Universität ablegte.

¹ Vgl. dagegen vollständig ohne Quellenverweise: Karin Deckenbach, Jutta Limbach. Eine Biografie, Düsseldorf 2003.

² Jutta Limbach, Wahre Hyänen. Pauline Staegemann und ihr Kampf um die politische Macht der Frauen, Bonn 2016.

Als junge Wissenschaftlerin erlebte Limbach – sie heiratete 1964 ihren Kommilitonen Peter Limbach – die politisch turbulenten 1960er-Jahre an der FU; ihren verehrten Doktorvater und Mentor Ernst Eduard Hirsch, der unter der NS-Diktatur als Jude verfolgt worden war, verlor sie über antisemitische Aktionen von Studierenden an die vorzeitige Emeritierung. Limbach lernte die Universität als politisch herausfordernden Ort kennen, ließ sich davon aber nicht abschrecken. Sie etablierte sich in dem bis dahin eher randständigen Fach Rechtssoziologie und wurde – dank des West-Berliner Universitätsgesetzes von 1969 – mit Einreichung ihrer Habilitationsschrift³ 1972 sogleich Professorin (C3) für Bürgerliches Recht, Handels- und Wirtschaftsrecht und Rechtssoziologie. Sie war die erste und lange die einzige Professorin an ihrer Fakultät. Schwerpunktmäßig arbeitete sie zu Rechtsfragen der weiblichen Erwerbstätigkeit und dem Familienrecht.

Durch ihr Engagement in der Hochschulpolitik aufgefallen, wurde Limbach 1989 von Walter Momper zur Justizsenatorin in seiner rot-grünen Regierung von West-Berlin ernannt, behielt dieses Amt auch im nachfolgenden rot-schwarzen Senat von Eberhard Diepgen und konnte sich in dieser Funktion weitgehender Beliebtheit erfreuen. In ihrer Zeit als Senatorin fiel die Berliner Mauer und begann die heute noch nicht abgeschlossene strafrechtliche Aufarbeitung der SED-Diktatur. Als gegenüber der Staatsanwaltschaft Weisungsbefugte lag diese in Limbachs Zuständigkeit. Ausführlich schildert Budde, wie Limbach die Frage umtrieb, wie mit den Jurist:innen aus der DDR umzugehen sei. Sie stellte sich hinter eine strenge Prüfung der Bewerber:innen für die bundesdeutsche Justiz und mahnte gleichzeitig gegenüber ihren West-Kolleg:innen, dass niemand sagen könne, »[w]ie wir uns unter dem Diktat dieser Gesellschafts- und Rechtsordnung verhalten hätten« (zit. nach S. 122). Die Autorin portraitiert ihre Protagonistin als streitbare Politikerin mit klarem Kompass, Verstand und Humor, die sich stets bemühte, das Recht gegen populistische Angriffe zu schützen: »Es gibt bei uns nicht den Haftgrund der kochenden Volksseele« (zit. nach S. 146). Die Biografie liest sich hier fast appellativ.

Von Berlin wechselte Limbach 1994 auf dem Ticket der SPD an das Bundesverfassungsgericht und wurde noch im selben Jahr dessen Präsidentin. Budde interessiert sich mehr für die Gerichtspräsidentin als für die Richterin Limbach. Sie berichtet, wie sich die nun »fünfte Person im Staat« in einer Zeit, in der die Akzeptanz des Bundesverfassungsgerichts angesichts von Kruzifix- und »Soldaten sind Mörder«-Urteil bröckelte, langfristig um das Gericht verdient machte, indem sie die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit des Gerichts professionalisierte und damit das Gericht besser in den öffentlichen Diskurs integrierte. Eine detaillierte Schilderung des Einflusses Limbachs auf die Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts kann hier hingegen nicht erwartet werden. Das liegt nicht nur daran, dass die Autorin keine Juristin ist, sondern auch daran, dass die Akten der Verfahren aus Limbachs Zeit in Karlsruhe noch gesperrt sind und ohnehin die Positionen der einzelnen Richter:innen kaum dokumentieren dürften.

Statt von Gerichtsakten lebt die Biografie von den Tagebüchern Limbachs. Dass sich Budde maßgeblich auf diese Quelle stützt, macht sie allerdings nicht nur von den Deutungen ihrer Protagonistin, sondern auch von der Dichte der Einträge abhängig: Da die Tagebucheinträge in der Karlsruhe Zeit lückenhafter werden, fällt auch die Darstellung dieser Zeit im Vergleich zu jener der politischen Karriere in Berlin dünner aus. Die Lücken im Tagebuch sucht Budde mit zeitgenössischer Medienberichterstattung, anderem Material aus dem umfangreichen Nachlass Limbachs im Bundesarchiv und durch Interviews mit 21 Personen zu kompensieren. Insbesondere lässt Budde immer wieder Kommentare des Witwers Peter Limbach einfließen. Dass die Historikerin kaum wissenschaftliche Schriften Limbachs auswertet, ist verständlich.

³ Die Habilitationsschrift blieb unveröffentlicht, dürfte heute aber wieder auf Interesse stoßen: *Jutta Limbach, Das gesellschaftliche Handeln, Denken und Wissen im Richterspruch*, Freie Universität Berlin 1971.

Die Biografie ist keine Werkbiografie. Für die rechtshistorisch interessierte Leserin bleibt hier dennoch ein Desiderat.⁴

Schwieriger erfüllt als angekündigt ist auch – jedenfalls nach dem Maßstab der Feminist Legal History – das anfangs erwähnte Versprechen des Verlags, dass hier eine Vorbild-Biografie für »junge[] Frauen (und Männer)« vorgelegt wird. Individuelle Erfolgsgeschichten nach dem Motto »she strove, and she got there« bergen – wie Rosemary Auchmuty und Erika Rackley, Pionierinnen der Feministischen Rechtsgeschichte, betonen – die Gefahr einer idealisierten Darstellung erfolgreicher Lebenswege. Die Geschichten sparen aus, dass auch erfolgreiche Frauen ihre Karriere zu Bedingungen bestreiten mussten, die von Männern für Männer gemacht wurden, und sie damit Ausnahmefälle blieben. Der Mythos selbstermächtigter Einzelkämpfer:innen ist für alle Geschlechter, besonders aber für Frauen, verkürzt. Eine vollständige und emanzipatorische Erzählung gelingt vielmehr, wenn sie die Netzwerke und außergewöhnlichen Bedingungen darstellt, die eine (unwahrscheinliche) Erfolgsgeschichte ermöglichen. Vorbildcharakter mag dann nicht nur ein individueller Lebensweg haben, sondern auch das Zusammenwirken Vieler für gemeinsame Errungenschaften und für systemischen Wandel.⁵

Jutta Limbach steht – anders als die 2020 verstorbene Richterin am US-Supreme Court Ruth Bader Ginsburg – (noch) nicht als Wackelkopffigur auf den Schreibtischen ihrer Fans. Auch ihre Biografie fällt nicht in die »heroine trap«, vor der Auchmuty und Rackley warnen. Budde thematisiert ausdrücklich, welche Kompromisse Limbach für ihre Karriere einging und welche Steine ihr im Weg lagen. Die Leser:innen erfahren, dass Limbach als erste Person gegenüber der Deutschen Forschungsgemeinschaft eine Verlängerung ihrer Habilitationsförderung wegen ihrer Mutterzeit verhandelte, dass die Limbachs eines ihrer Gehälter für die Kinderbetreuung einplanen mussten und sich Jutta Limbach im konservativen Bonn, wo ihre Kinder und ihr Mann wohnten, für ihre Berufstätigkeit in Berlin und Karlsruhe rechtfertigen musste. Gleichzeitig beschreibt Budde, wie Limbach in ihrer Familie starken Rückhalt fand, wie der akademische Lehrer Hirsch sie förderte und wie Heide Pfarr alle Senatorinnen des Momper-Senats zum »Hexenfrühstück« versammelte. Auch lernt man Limbach selbst als Förderin von Frauen kennen: Sie, die – einige mag das noch heute überraschen – jahrelang in einer Fernbeziehung zu ihrem Mann und ihren Kindern lebte, um ihren Berufen nachzugehen, war heftig enttäuscht, wenn eine der Frauen, die sie förderte, »aufgab«. Auf welche politischen Netzwerke Limbach zurückgreifen konnte, sollte weiter erforscht werden. Bei Budde erfährt man nur kurz, dass Lore-Maria Peschel-Gutzeit sie für den Deutschen Juristinnenbund gewinnen konnte. Gerne würde man mehr über jene anderen Frauen erfahren, auf die Limbach selbst verwies, wenn es Erfolge zu feiern gab – Frauen, ohne deren Unterstützung die Spitzenjuristin und -politikerin nach eigener Einschätzung ihre Karriere nicht hätte machen können.

Zitierempfehlung

Johanna Mittrop, Rezension zu: Gunilla Budde, Jutta Limbach. Ein Leben für die Gerechtigkeit, C.H. Beck, München 2025, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 65, 2025, URL: <<https://library.fes.de/pdf-files/afs/82095.pdf>> [8.8.2025].

⁴ Vgl. dazu aber das aktuelle Dissertationsprojekt von Friederike Löbber an der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz, »Jutta Limbach (1934-2016): Leben und Werk der ersten Frau an der Spitze des Bundesverfassungsgerichts«, URL: <<https://wapler.jura.uni-mainz.de/forschung/betreute-doktorarbeiten/>> [22.7.2025].

⁵ Rosemary Auchmuty/Erika Rackley, Feminist Legal Biography: A Model for All Legal Life Stories, Journal of Legal History, 41, 2020, pp. 186–211.